

Die Chomsky-Foucault-Debatte – Ein Kommentar aus der Perspektive der Philosophie Sartres (Teil 2)

Alfred Dandyk

Grundlage dieses Textes ist der 1. Teil dieses Aufsatzes

Humanismus versus Antihumanismus

Die Diskussion zwischen Chomsky und Foucault - auf ein Thema zugespitzt - kreist um den Gegensatz von Humanismus und Antihumanismus. Chomsky vertritt die Position des Humanismus, während Foucault für den Antihumanismus plädiert.

Dabei argumentiert Foucault zunächst vorsichtig. Er ist skeptisch gegenüber dem Begriff der „Natur des Menschen“, den Chomsky auf der Basis seiner linguistischen Arbeit ins Spiel bringt. Diesbezüglich stimmt Foucault mit Sartre überein, der ebenfalls die „Natur des Menschen“ reserviert beurteilt und das Konzept der „*conditio humana*“ bevorzugt. Auf dieser Ebene der Diskussion ist der Gegensatz von Humanismus und Antihumanismus noch nicht deutlich sichtbar.

Das ändert sich, indem das Wort „Kreativität“ in den Vordergrund tritt. Chomsky benutzt dieses Konzept für den Spracherwerb von kleinen Kindern. Für Sartre ist der Begriff der Kreativität des Menschen zentral, weil er in der „schöpferischen Freiheit“ den Kern der menschlichen Humanität sieht.

Foucault betont hingegen, dass vom Standpunkt der Geschichte der Wissenschaften die Bedeutung der Kreativität des Einzelnen übertrieben worden sei. In Wirklichkeit seien die zugrundeliegenden kulturellen Strukturen, die er Episteme nennt, wichtiger für die Entwicklung der Wissenschaften.

Bei diesem Stand der Diskussion fällt auf, dass Chomsky und Foucault zwar über dasselbe Wort streiten, aber dabei unterschiedliche Perspektiven einnehmen. Chomsky bestaunt die Kreativität kleiner Kinder beim Spracherwerb, Foucault bemäkelt die Bedeutung der Kreativität genialer Wissenschaftler. Chomsky weist auf diese Diskrepanz hin, gibt dann allerdings zu, dass die Kreativität kleiner Kinder und die Genialität von Wissenschaftlern eine gemeinsame Quelle haben, nämlich die schöpferische Freiheit des Menschen. Insgesamt zeigt die leichte Verworrenheit der Diskussion an dieser Stelle, dass es sich bei dem Wort „Kreativität“ eher um einen „epistemologischen Indikator“ als um einen elaborierten Begriff handelt.

Sartre sagt, dass die Menschen ihre Geschichte selber machen, und zwar auf der Grundlage eines Milieus, das sie bedingt. Für ihn existiert demnach der von Foucault

postulierte Gegensatz zwischen der Kreativität des Einzelnen und den Strukturen der Kultur nicht. Kreativität bedeutet für Sartre, dass man etwas aus dem machen kann, was aus einem gemacht worden ist.

Man betrachte Isaac Newton: Selbstverständlich war Newton zutiefst durch die Kultur seiner Zeit geprägt, aber das ändert nichts daran, dass die Entdeckung des Gravitationsgesetzes eine außerordentliche kreative Leistung war. Zeitgenossen Newtons, zum Beispiel Christian Huygens, kritisierten ihn wegen des Gravitationsgesetzes, obwohl sie denselben Einflüssen des Zeitgeistes ausgesetzt waren.

Foucault sieht diesen Sachverhalt anders. Für ihn widerspricht die Relevanz des Milieus der Relevanz des Einzelnen, so dass man sogar sagen kann, dass das Milieu unter der irrelevanten Mitwirkung des Einzelnen die Geschichte macht. Der Kommentator im Video bringt Foucaults Sichtweise auf den Punkt, indem er von einer Philosophie ohne Philosophen spricht.

Dabei ist noch ein weiterer Punkt für Foucault entscheidend: der Zusammenhang zwischen dem Konzept der Kreativität und dem des Fortschritts. Man sagt, der kreative Mensch bewirke den Fortschritt der Menschheit. Foucault weist darauf hin, dass die „kreative Leistung“ eines Wissenschaftlers zwar einen neuen Aspekt ans Licht bringen könne, dass dieser „Fortschritt“ aber sehr oft auch eine Maskierung alter Erkenntnisse bedeute. Statt von einem Fortschritt müsse man daher eher von der Ambivalenz des Fortschritts sprechen.

Als Beispiel dafür kann man den Begriff der „Arbeitsteilung“ nehmen. Adam Smith hatte entdeckt, dass die Arbeitsteilung die Effektivität der Güterproduktion erhöht. Gleichzeitig zerstört die Arbeitsteilung aber das humanistische Ideal der Ganzheitlichkeit der Persönlichkeit. Kreativität kann demnach nicht ohne weiteres mit Fortschritt gleichgesetzt werden. Das ist ein Punkt, an dem Sartre in Übereinstimmung mit Schiller Foucault recht geben würde.

Trotz dieser partiellen Übereinstimmung zwischen Foucault und Sartre bleibt die unterschiedliche Bewertung der Rolle des kreativen Einzelnen in der Geschichte. Für Sartre ist diese Rolle herausragend, trotz seiner Anerkennung der „conditio humana“, während Foucault im Verlauf der Diskussion immer stärker darauf besteht, dass die Rolle des Einzelnen für das Verständnis der Geschichte marginal bis irrelevant sei. In diesem Sinne kann man Foucault einen Antihumanisten nennen.

Bei dem bisherigen Stand der Diskussion lässt sich kein Grund dafür entdecken, Foucaults antihumanistische Position zu verteidigen. Eine Möglichkeit, Foucault besser zu verstehen, besteht vielleicht darin, seinen philosophischen und biographischen Hintergrund zu beleuchten. Dazu gehören vor allem seine Nähe zu Nietzsche und Heidegger und seine Homosexualität. Man kann also versuchen, Foucaults Argumente, die er im Verlauf der Diskussion vorbringt, auf der Basis seiner ideologischen Grundeinstellung zu beurteilen.

Nietzsche spricht nicht nur vom „Tod Gottes“, sondern auch vom „Ende des Menschen“. Er betrachtet den Menschen als eine Brücke zwischen Tier und Übermensch. Das bedeutet, dass der Mensch seinen Wert und seinen Sinn nicht in sich trägt, sondern auf etwas „Transhumanes“ verweist, auf etwas, was in der Zukunft auf ihn wartet, um seiner Existenz ein Ende zu bereiten. Was nun das Wesen des Übermenschens ausmachen soll, wird weder bei Nietzsche noch bei Foucault klar. Auf jeden Fall wird es nicht die „schöpferische Freiheit“ des existierenden Menschen sein. Der Übermensch ist also ein Sinnbild des Antihumanismus.

Da Foucault aus seiner Begeisterung für Nietzsche kein Geheimnis macht, kann man sagen, dass seine Diskussion mit Chomsky von vornherein eine antihumanistische Position voraussetzt und er nur auf eine passende Gelegenheit wartet, seine Sichtweise ins Spiel zu bringen.

Nietzsches Einfluss auf Foucault und Foucaults Antihumanismus wird besonders in dem folgenden Zitat deutlich:

Heutzutage, und wiederum ist es Nietzsche, der von fern den Wendepunkt anzeigt, ist es nicht so sehr das Fehlen oder der Tod Gottes der bestätigt wird, sondern das Ende des Menschen (jenes geringe, jenes unannehmbare Verschieben, jenes Zurückweichen in der Form der Identität, die aus der Endlichkeit des Menschen sein Ende haben werden lassen). Hier macht man die Entdeckung, dass der Tod Gottes und der letzte Mensch miteinander zu tun haben: kündigt nicht der letzte Mensch an, dass er Gott getötet hat, und stellt so seine Sprache, sein Denken und sein Lachen in den Raum des bereits toten Gottes, gibt er sich aber auch als derjenige, der Gott getötet hat und dessen Existenz die Freiheit und die Entscheidung dieser Tötung einschließt.

So ist der letzte Mensch gleichzeitig jünger und älter als der Tod Gottes; da er Gott getötet hat, ist er selbst für seine eigene Endlichkeit verantwortlich. Da er aber im Tod Gottes spricht, denkt und existiert, ist seine Tötung selber dem Tode geweiht. Neue Götter, die gleichen, wühlen bereits den künftigen Ozean auf. Der Mensch wird verschwinden.

Mehr als den Tod Gottes oder vielmehr in der Spur dieses Todes und gemäß einer tiefen Korrelation mit ihm kündigt das Denken Nietzsches das Ende seines Mörders, das Aufbrechen des Gesichtes des Menschen im Lachen und der Wiederkehr der Masken, die Verbreitung des tiefen Flusses der Zeit, von dem er sich getragen fühlte und dessen Druck er im Sein der Dinge selbst vermutete, die Identität der Wiederkehr des Gleichen und die absolute Zerstreung des Menschen an.

Während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts bildeten das Ende der Philosophie und die Verheißung einer nahen Kultur zweifellos nur ein und dieselbe Sache mit dem Denken der Endlichkeit und mit dem Erscheinen des Menschen in der Gelehrsamkeit. Unsere Tage beweisen ohne

Zweifel die Tatsache, dass die Philosophie immer noch und immer wieder im Begriff ist, zu enden, und die Tatsache, dass vielleicht in ihr und noch mehr außerhalb ihrer selbst und gegen sie, in der Literatur wie in der formalen Reflexion die Frage der Sprache sich stellt, dass der Mensch im Begriff ist, zu verschwinden. (Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge, S. 461/462)

Was immer Foucault mit diesem Text im Detail sagen will, er zeigt, dass er bereit ist, das ganz große Rad der Philosophie zu drehen. Mit ihm verglichen wirkt Chomsky wie ein beschränkter Wissenschaftler, der darum bemüht ist, einen Preis der Gelehrsamkeit zu erringen, während er, der Denker Foucault, sich in Todesverachtung dem tragischen Versuch hingibt, das Schicksal Gottes und des letzten Menschen zu denken und dabei selbst zu verglühen.

Der Realitätsbezug der Metapher vom „Tod Gottes“ und vom „Ende des Menschen“ ist klar: Der Niedergang des Christentums und die damit einhergehende Dezentrierung des Menschen als dem Mittelpunkt des Kosmos wird angesprochen. Solange Gott existiert, ist der Mensch gesichert. Für das Ebenbild Gottes ist die Frage „Was ist der Mensch?“ beantwortet. Sein Platz in der Welt ist, als Ebenbild Gottes gerechtfertigt zu sein.

Mit der Tötung Gottes durch den Menschen bleibt die Frage „Was ist der Mensch?“ unbeantwortet. Sie verweht in der unendlichen Leere des Kosmos und ein schauerliches Lachen zeigt dem sinnsuchenden Menschen seine Verlassenheit. Anstelle der Ewigen Glückseligkeit sieht er sich der Endlichkeit des Daseins gegenüber und jenseits dieser Endlichkeit lauert das Nichts. Die selbstverschuldete Endlichkeit des Menschen kündigt sein Ende an.

Neue Götter treten auf. Wesen der Hybris! Sie glauben, als objektives Weltauge den Menschen erforschen zu können und vergessen dabei, dass sie sie selber Menschen sind. Diese „Wissenschaftler“ genannten Entitäten, Mischwesen zwischen Gott und Mensch, Inkarnationen des kontradiktorischen Selbstbezuges, erfinden alle möglichen Theorien über den Menschen und damit über sich selbst: physikalische, chemische, biologische, physiologische, psychologische, soziologische, ökonomische, linguistische Theorien. Das ehemalige Ebenbild Gottes wird zum Objekt der Gelehrsamkeit und genau aus diesem Grunde zur verfügbaren Masse für die Wissenschaften. So entschwindet mit dem Bild Gottes auch die Utopie der Humanität und zurück bleibt das anonyme Denken des „objektiven Weltauges“. Wikipedia schreibt über die Sichtweise Foucaults folgendes:

Bis Beginn des 17. Jahrhunderts seien Wissenschaftler lediglich an der Entdeckung von äußerlich offensichtlichen Ähnlichkeiten zwischen den Dingen interessiert gewesen. Ab dann bis ungefähr 1800 war das Hauptinteresse der Wissenschaftler die Klassifikation, also die Erstellung vollständiger Übersichten aller Kenntnisse in einer Art Tableau. Ab etwa 1800 schließlich wurde das genaue Funktionieren der Dinge untersucht und dadurch die Geschichtlichkeit und Kontingenz der Welt bemerkt. Der Mensch selber – als derjenige, der spricht und lebt

und arbeitet – rückte in das Blickfeld der Forschenden. Es entstanden die Humanwissenschaften wie bspw. Ethnologie und Psychoanalyse. Diese zeigen einerseits die eigentlich anonymen Strukturen von Sprachen und Kulturen und andererseits das Unbewusste im Handeln der Menschen, sodass von einem freien, selbstbestimmten Individuum beziehungsweise einem souveränen Subjekt kaum mehr gesprochen werden kann. Deshalb spricht Foucault in den letzten Worten des Buches vom Verschwinden des Menschen „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“. (Wikipedia)

Hier ist vom „Verschwinden des Menschen“ die Rede. Es ist die Wahrheitsliebe des Menschen, die sich in den Wissenschaften ausdrückt, aber genau diese Wissenschaften belegen die Anonymität der Strukturen von Sprachen und Kulturen, so dass weder von einem freien, selbstbestimmten Individuum noch von einem souveränen Subjekt die Rede sein könne. Was bleibe sei der Nihilismus.

Der Weg zum Nihilismus wird besonders im Verhältnis zur Sprache deutlich. Sprachkritik wird zur Religionskritik. Die Vieldeutigkeit der Philosophie stellt deren Legitimität in Frage. Man beginnt der Sprache selbst zu misstrauen. Die Literatur verspricht Rettung, kann dieses Versprechen aber nicht halten. Der Wunsch, Vieldeutigkeit in Eindeutigkeit zu verwandeln, lässt die Konstruktion formaler Sprachen in den Vordergrund treten. Diese entpuppen sich als Algorithmen für Maschinen, die wiederum den Humanismus konterkarieren. Der Transhumanismus als Künstliche Intelligenz erobert die Welt. Der Mensch als Zentrum der schöpferischen Freiheit wird zu einer vernachlässigbaren Größe. Es zeigt sich, so Foucault, „dass der Mensch im Begriff ist zu verschwinden“.

Es gibt keinen Zweifel, dass dieses Szenario eine gewisse Plausibilität hat. Und es ist auch richtig, dass der vom Existentialismus postulierte Kern der Humanität, die schöpferische Freiheit, im Rahmen dieses Geschehens seltsam deplatziert wirkt. Der Weg von der christlichen Heilsgeschichte über den Nihilismus zum Verschwinden des Menschen wirkt zwangsläufig und die „kreativen Leistungen“ des Einzelnen scheinen vernachlässigbar zu sein. Eher ist hier der Begriff des „amor fati“ anzuwenden, die Liebe zum Schicksal des Menschen, der seinem eigenen Untergang beiwohnt:

"Amor Fati" ist ein Begriff aus der Philosophie, der aus dem Lateinischen stammt und übersetzt "Liebe zum Schicksal" oder "Liebe zu seinem Schicksal" bedeutet. In der Philosophie von Friedrich Nietzsche bezeichnet er den Zustand, in dem man das, was im Leben geschieht, einschließlich Leid und Verlust, als gut oder zumindest notwendig ansieht. Es ist ein Konzept, das sich auf die Akzeptanz des Schicksals und eine tiefe Bejahung des Lebens konzentriert. (Quelle: Internet)

Nietzsche und Foucault scheinen demnach dem Menschen zu empfehlen, den Kampf für den Humanismus aufzugeben und stattdessen das Schicksal des eigenen Untergangs zu akzeptieren. Der Kampf für den Humanismus sei auf jeden Fall vergeblich oder zumindest sehr fragwürdig, denn der Sinn der Geschichte sei der Übermensch, und

der Mensch, das heißt die Humanität, sei nur eine Brücke zwischen der Animalität und der Transhumanität.

Es ist klar, dass Sartre diese Position nicht akzeptieren kann. Für Sartre bedeutet sie Passivität und Quietismus, während er den Begriff der Handlung betont. Der Fehler Nietzsches liegt vor allem in der Annahme, er könne das kosmische Geschehen als objektives Weltauge betrachten. Nietzsche geriert sich als Prophet, obwohl er nur ein Mensch ist. In Wirklichkeit ist es nach Sartre so, dass niemand den Sinn der Geschichte kennt und dass es auch nicht darauf ankommt, diesen objektiv-absoluten Sinn zu kennen. Wichtig ist vielmehr, die Situation des Menschen zu erfassen und die liegt in dem Slogan „Die Existenz geht der Essenz voraus“. Mit anderen Worten: Der Mensch muss wählen! Er muss sich selbst erfinden, und zwar gerade deswegen, weil sein Wissen mangelhaft ist.

Unabhängig davon, ob Gott existiert oder nicht, unabhängig davon ob Gott tot ist oder nicht, unabhängig davon, ob Nietzsche recht hat oder nicht, der Mensch muss wählen, aus welcher Perspektive er die Welt sehen will. Es kommt darauf an, welchen Sinn er der Geschichte *geben* will, nicht darauf, welchen Sinn sie *hat*. So schreibt Sartre an Camus:

Hat die Geschichte einen Sinn, fragen Sie, hat sie einen Zweck? Für mich ist es eben diese Frage, die keinen Sinn hat: denn die Geschichte ist, losgelöst vom Menschen, der sie macht, nur ein abstrakter, lebloser Begriff, von dem man weder sagen kann, er habe einen Zweck, noch, er habe keinen. Und das Problem heißt nicht, ihren Zweck zu erkennen, sondern ihr einen zu geben.

Im übrigen handelt niemand einzig im Hinblick auf die Geschichte. Die Menschen sind vielmehr in kurzfristigen Plänen engagiert, die von fernen Hoffnungen beleuchtet werden. Und diese Pläne haben durchaus nichts Absurdes: hier revoltieren die Tunesier gegen die Kolonialherren, anderswo streiken die Bergarbeiter, um eine Forderung durchzusetzen oder ihre Solidarität zu bekunden.

Es geht gar nicht darum, ob es der Geschichte transzendente Werte gibt: es wird ganz einfach festgestellt, dass, wenn es solche gibt, sie sich in menschlichen Handlungen offenbaren, die ihrer Definition nach geschichtlich sind. Und für den Menschen gilt nun einmal dieser Widerspruch: er macht sich historisch, um das Ewige zu verfolgen, und entdeckt universale Werte im konkreten Handeln, das er für ein partikuläres Resultat unternimmt.

Wenn Sie sagen, diese Welt sei ungerecht, haben Sie schon verloren: dann stehen Sie schon draußen und vergleichen eine Welt ohne Gerechtigkeit mit einer Gerechtigkeit ohne Inhalt. In jeder Bemühung dagegen, Ihr Unternehmen zu fördern, Aufgaben unter ihre Kameraden zu verteilen, sich der Disziplin zu unterwerfen oder sie durchzusetzen, werden Sie die Gerechtigkeit entdecken.

Marx hat nie gesagt, die Geschichte habe einen Zweck: wie hätte er das auch gekonnt. Das käme der Behauptung gleich, der Mensch werde eines Tages keine Ziele mehr haben. Er sprach lediglich von einem Zweck der Vorgeschichte, das heißt einem Ziel, das innerhalb der Geschichte selber erreicht und wie alle Ziele überschritten sein wird.

Es geht nicht darum, zu wissen, ob die Geschichte einen Sinn hat und ob wir geruhen, an ihr teilzunehmen, sondern wichtig ist allein, dass wir von dem Augenblick an, wo wir bis über beide Ohren in ihr stecken, versuchen, ihr den Sinn zu geben, der uns als der beste erscheint, und unsere Mithilfe, so schwach sie auch sei, keiner der auf sie angewiesenen konkreten Aktionen versagen. (Sartre, Antwort an Albert Camus; in: Krieg im Frieden 2)

Der Unterschied zwischen Nietzsche und Foucault auf der einen Seite und Sartre auf der anderen Seite ist offensichtlich: Nietzsche und Foucault gerieren sich als transhumane Wesen, als vorauslaufende Übermenschen, deren Aufgabe es ist, kraft höherer Einsicht für den Rest der Menschheit den Sinn der Geschichte zu definieren.

Sartre geht hingegen von der jeweiligen Situation konkreter Menschen in einer bestimmten historischen Epoche aus. Solche Menschen können und müssen nicht darüber entscheiden, was der Sinn der Geschichte ist, sondern für sie, die bis über beide Ohren in der Geschichte stecken, geht es darum, *Ihr den Sinn zu geben, der ihnen als der beste erscheint* und diesen angenommen besten Sinn in die Praxis umzusetzen.

Die Sinnstiftung geschieht demnach immer im Rahmen einer menschlichen Situation von konkreten Akteuren. Dabei sollte der Humanismus als regulative Idee fungieren. Denn Sartre sagt, dass die Menschen in kurzfristigen Plänen engagiert sind, die von fernen Hoffnungen beleuchtet werden. Bei den kurzfristigen Plänen kann es sich um alles Mögliche handeln, die ferne Hoffnung sollte der Humanismus sein und bleiben.

Sartre erhebt den Vorwurf gegen Foucault, den Humanismus und damit die Hoffnung auf eine authentische Moral zu zerstören. Foucault macht aus dem Akteur der Geschichte ein hoffnungsloses und machtloses Wesen, zu dem einzigen Zweck, an dessen Stelle eine anonyme Macht zu setzen, Schicksal genannt, und damit den Kern der schöpferischen Freiheit, die Humanität des Menschen, zur Passivität zu verurteilen. Aber der Mensch ist nicht zur Passivität verurteilt, sondern zur Freiheit, so Sartre:

- Nach dem Erfolg von *Die Ordnung der Dinge* attackierte [Jean-Paul Sartre](#) in einer aufsehenerregenden Rezension Foucault. Sartre, der sich als Vertreter des [Existenzialismus](#) dem [Humanismus](#) gegenüber verpflichtet sah, richtete seine Kritik auf Foucaults Absage an den Humanismus. (Wikipedia)

Ein weitere Möglichkeit, Foucaults Argumente gegen den Humanismus Chomskys zu verstehen, ist sein Verhältnis zu Heidegger. Dabei sieht es aber so aus, dass dieses Verhältnis weniger eindeutig ist als das zwischen Foucault und Nietzsche. Mit diesem Problem soll sich der nächste Aufsatz beschäftigen.